Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **31 (1949)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

LANDESBIBLIOTHEK
Bern

Winterthur, 7. Januar 1949 | Erscheint jeden Freitag | 31. Jahrgang Nr. 1

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Wie es zum Landesmuseum kam

Im vergangenen Sommer feierte das schweizerische Landesmuseum in Zürich sein 50jähriges Bestehen. Die prosperierende Entwicklung eines friedlichen Institutes wurde allseitig gepriesen und unsere kriegsgeplagte Generation erhielt fast den Eindruck, es sei unsern Vätern das Kunststück gelungen, Werke zu schaffen und dabei doch in sanftem Wandel zu verharren. Wir atmen aber erleichtert auf: nein, es war auch damals so, daß Funken stoben, wo schöpferische Kräfte sich entfalteten. Das Lebensbild des ersten Direktors des Landesmuseums, Heinrich Angst (1847—1922), der auch die treibende Kraft bei der Gründung war, beweist es*). Robert Durrer, der gelehrte und urchige Staatsarchivar des Standes Unterwalden nid dem Wald, übernahm den Auftrag zu dieser Biographie schon 1915 und konnte sie bis zu seinem Tode im Jahre 1934 fast fertig erstellen. Einige von Durrer noch vorgesehene Kapitel hat nunmehr Angsts ehemalige Sekretärin, Fanny Lichtlen, nach Notizen des Verfassers hinzugeschrieben. Sie besorgte ferner die Herausgabe des hochschätzbaren Kulturspiegels, in dem wir eine bereits stilisierte Vergangenheit in bewegter Lebensfrische erblicken. Durrer dürfen wir die Kompetenz zutrauen, uns das Gründerschicksal eines Angst in voller menschlicher Abrundung zu zeichnen. Ohne Retouchen steht er da, mitten in der materiellen und kommerziellen Welt der Antiquare, als routinierter Geschäftsmann ihnen den Meister zeigend, bisweilen dem Gelde ergeben — fast bis zu jenem «non olet» Vespasians — aber getragen von der hohen Idee eines Nationalmuseums, der er sich vollständig hingab. Wir erleben das Wirken einer Persönlichkeit, das durch dunkle Abgründe und über lichte Höhen führt.

Der Landbub Heinrich Angst aus Regensberg, dessen Vater dort als Schuldenschreiber ein angesehener Mann war, versucht schon im Zürcher Gymnasium sich gegen die vornehmen Stadtknaben durchzusetzen. Als Sechzehnjähriger bereits gewinnt er durch seine antiquarischen Interessen die Freundschaft des berühmten Ferdinand Keller. Doch der Geltungsdrang lenkt ihn ab vom bürgerlichen Weg des peu à peu. Das Gymnasium wird nicht beendet, das Polytechnikum auch nicht. In Berlin ereilt ihn das Schicksal als Chemiestudent, da sich der Vater weigert, ihm weiteres Geld für das Studium zu geben. Er entschließt sich zu einer Lehre im damals noch blühenden Seidenhandel. Damit gelangt er in die Welt hinaus. Italien, Frankreich und schließlich 8 Jahre in London, wo er als Angestellter eines Seidenhauses arbeitet. 1878 kehrt er mit einer jungen englischen Frau in die Heimat zurück, ein wohlsituierter Mann, der es sich leisten kann, neben dem Handel seinem Hoby zu leben: dem Sammeln schweizerischer Antiquitäten. Die Vorzeichen sind seiner Leidenschaft nicht ungünstig. Die in England angeknüpften Beziehungen verhelfen ihm zur Würde eines britischen Generalkonsuls in Zürich. Und wie manche Nachricht über verkauftes schweizerisches Kunstgut erhält er aus der Insel, deren Touristen ja längst vor den Schweizern zu Enthusiasten der alten Kostbarkeiten des Landes geworden waren. Es kommt zu einer herzlichen Freundschaft mit Salomon Vögelin, der seit 1870 an der Universität Kunstgeschichte las und als Nationalrat die Gründung eines Nationalmuseums anregte. 1883 die Landesausstellung in Zürich, die zum erstenmal ein Kabinett mit historischem schweizerischem Kunstgut zeigt! Es ist dies das Werk Angsts, dem ein außerordentlicher Erfolg beschieden war. Vögelin, der unpraktische Gelehrte, überläßt Angst die Verwirklichung der Idee, die er als erster vorgetragen. Um die starke Persönlichkeit des Regensbergers beginnen sich magnetische Kraftfelder aufzubauen. Sein Einsatz ist gewaltig. Der Seidenhandel wird aufgegeben. Er verpflichtet sich, seine wertvolle Sammlung schweizerischer Keramik dem Museum zu schenken, falls es nach Zürich kommt. Der Kampf entbrennt, weniger um die Idee eines schweizerischen Landesmuseums — gegen die sich zwar auch gescheite Opponenten melden, so z. B der hochverdiente Bündner Jurist und Historiker Peter Conradin v. Planta — als vielmehr um den Sitz des Institutes. Auch Zürich ist damals in erster Linie noch Kanton. Basel, Bern und Luzern melden sich energisch zu Wort. Allerorten sprießen die Gegner Angsts aus dem Boden. Sie halten starke Trümpfe in Händen. Basel weist auf sein schon bestehendes historisches Museum hin, Bern kann mit unvergleichlich schöneren Sammlungen aufwarten, als sie Zürich besitzt. Eine aus lauter ausländischen Fachleuten zusammengesetzte Kommission gibt Bern den Vorzug. Angst bleibt kräftige Repliken nicht schuldig. 1890/91 wird in den Räten um den Sitz gerungen. Der Ständerat entscheidet sich mit großer Mehrheit für Zürich. Im Nationalrat, der sich zunächst für Bern einsetzt, sind vier Abstimmungen nötig bis die erwünschte Koordination möglich ist. Die Presse schweigt nicht, sondern erörtert leidenschaftlich, bisweilen skrupellos, das Pro und Contra. Die Berner Radikalen nähern sich ihren katholischen Erbfeinden in Freiburg, um die Zürcher aus dem Felde zu schlagen. Sie versprechen, im Nationalrat für die Validierung der wegen Bestechung beanstandeten Wahl des Freiburger Diktators Python zum Nationalrat zu stimmen, falls die Katholiken den Berner Sitz des Landesmuseums befürworten. Angst wird von Luzerner Seite der Plan zur Erwägung vorgelegt, ob man die gleichgültigen Mitglieder der Rechten nicht damit gewinnen könnte, daß man ihren Glaubensgenossen in Zürich Geld zu niederm Zins vorstreckte zum Bau einer katholischen Kirche in der Zwinglistadt. Das Ansehen des seit 1848 vielen wenig sympathischen Zweikammersystems ist in Gefahr. Mit dem gleichlautenden Beschluß beider Räte aber endet der Kampf nicht. Angst geht im Sturmschritt an den Bau, nachdem er 1892 als Direktor der neuen Anstalt gewählt worden ist, von Bundesrat Schenk wärmstens unterstützt. Die Widersacher weisen darauf hin, daß sich seine neue Stellung als eidgenössischer Beamter wenig vertrage mit dem britischen Generalkonsul. 1898, kurz vor der Eröffnung, muß er deswegen mit Rücktritt drohen. Der Bundesrat baut ihm goldene Brücken. Die feierliche Einweihung des Museums mit triumphalem Umzug, der Höhepunkt in Angsts Leben, weicht einem grauen Alltag, mit seinen nicht erlöschenden Gegensätzen. Der Burenkrieg bringt die Gemüter abermals wegen des Generalkonsuls in Wallung. Die öffentliche Meinung der Schweiz ist gegen die Engländer, in denen man die Unterdrücker eines freiheitlichen, gleichgesinnten kleinen Volkes sieht. Deutsche Kreise schüren den romantischen Enthusiasmus. Angst sieht klarer als die schweizerische Oeffentlichkeit. Dies wissen wir nun genau, da sein 1896 konfidentiell an Lord Salisbury gerichtetes Schreiben über die seit 1871 drohende Gefahr einer reichsdeutschen Ueberfremdung des Landes im vorliegenden Buche abgedruckt ist. Angst wankt nicht. „Wenn in Bern geglaubt wird ich könne behandelt werden wie ein gewöhnlicher Beamter, so erkläre ich rundweg, daß ich diese Ansicht nicht teile", so schreibt er in diesem Zusammenhang seinem Freunde, dem Bundesarchivar Kaiser, der über diesen Ton durchaus nicht zittert. Es wirkt befreiend, dies heute im Zeichen der Affäre Mutzner zu hören. Die Zeiten liegen demnach nicht gar fern, da ein Beamter mucken durfte — und darob, wie im Falle Angst, seine Stelle nicht verlor. Die Doppelstellung wird dem Alternden eine zu schwere Last. 1903 gibt er seinen Rücktritt als Leiter des Museums, vermacht diesem aber seine gesamten, auf 1 000 000 Franken geschätzten Sammlungen gegen eine jährliche Rente des Bundes von 16 000 Franken, die der geniale Hypochonder als äußerst vorteilhaft für die Eidgenossenschaft erachtet, da er mit einem baldigen Tode rechnet. Daß er dann noch 18 Jahre lebte, wurde ihm wegen des für damalige Begriffe enormen Ruhegehaltes verübelt. Als Mitglied der Museumskommission schwebt er aber weiterhin über den Dingen, nicht zum Vergnügen seines Amtsnachfolgers. Seiner Taktraft und seinen internationalen Beziehungen gelingt noch mancher Fang. Er spürte dem ins Ausland verkauften Chorgestühl von St. Urban nach und brachte es an seine ursprüngliche Stelle zurück, mit Hilfe der Gottfried-Keller-Stiftung, in welcher er zunächst sehr starken Einfluß besaß. Er drang bei der letzten Effingerin darauf, daß das schöne Wildegg der Eidgenossenschaft vermacht werde. „Abguzeln" nannte er solche Aktionen, da er die Besitzerinnen wertvollen alten Kunstgutes mit Süßigkeiten traktierte, um sie zu Legaten zu bewegen.

Dieses kampferfüllte Leben schloß seinen Kreis in der stillen Geburtsstadt Regensberg im Jahre 1922. Aber still war es um ihn nie geworden. Allzusehr war er mit dem verflochten, was die Zeit bewegte. So ist das Buch keineswegs das, was man aus dem wohl absichtlich verhalten formulierten Titel vermuten könnte: das Leben eines Beamten, wie wir es uns leider heute vorstellen müssen. Es ist das frische und farbige Bild schweizerischer Kultur in den Dezennien um die Jahrhundertwende, die um künstlerische und geistige Werte weit heftiger stritten, als unsere mit Wirtschaftssorgen allzusehr belastete Gegenwart es sich leisten könnte. Als Symbol mag uns die aufregende Fehde dienen, in der sich Angst und seine Freunde gegen die Ausführung der Hodlerfresken im Waffensaal des Museums bis zum letzten ausgaben. Heute Nestlésfandal und Rubateller, damals Malereien! Ein Buch, besinnlich für alle zu lesen, die in der Geschichte einen Bildungswert und keine Magd der Tagespolitik sehen und die unter dem Eindruck jener Worte stehen, die Michelet folgendermaßen formuliert hat: Un des faits les plus graves, et les moins remarqués, c'est que l'allure du temps a tout à fait changé. Il a doublé le pas d'une manière étrange.

Marcel Beck

*) Robert Durrer, Heinrich Angst. Erster Direktor des Schweizerischen Landesmuseums. Britischer Generalkonsul. Zu Ende geführt von Fanny Lichtlen. 414 S. Mit 21 Abbildungen. Glarus, Tschudi, 1948. Fr. 16.—.

Ein unvergeßlicher Epiphanientag

Paula Rath.

Von Kindheit an ist mir dieser Tag, den die Katholiken den Dreikönigstag nennen, lieb gewesen. Mit ihm schließt die Kirche den Freudenkreis der Weihnacht ab, seit sie als eines ihrer Hauptfeste am 25. Dezember die Erinnerung an die Geburt des Herrn festlich begeht, während sie in der ältesten Zeit nur das Fest der Epiphanie (Erscheinung) Christi am 6. Januar gefeiert hat. Von dem allen hatte ich noch keine Ahnung, als meine Liebe zum 6 Januar zu erwachen und zu wachsen begann. Daheim wurde der Lichterbaum an diesem Tage noch einmal mit frischen Kerzen besteckt, die man beim Klang der lieben Weihnachts- und einiger Epiphanienlieder herunterbrennen ließ. Dann wurde in dankbarer Feierlichkeit vom Baum genommen, was noch an eßbaren Dingen dranhing, und dabei gab es gar viel zu bewundern, denn immer wieder fand sich allerlei Getier und Arbeitsgerät in Schokolade nachgebildet, so daß es nicht nur für den Mund, sondern auch für die Augen allerlei Genuß versprach. Ein wildes Plündern des Baums hat es daheim nie gegeben und das hat auch uns Kindern nie gefehlt. Das lag wohl daran, daß sein langer Aufenthalt in der Wohnstube ihn für alle Hausbewohner zu einem lieben Freund hatte werden lassen, dem zuliebe man gern ein paar Unbequemlichkeiten beim Reinigen des Zimmers in Kauf nahm und der auch jedes Jahr nach seiner Entfernung eine Zeitlang wirklich vermißt wurde. Uns Kindern blieb er auch sonst noch eine Zeit in süßer Erinnerung, denn was man am Epiphanientag aus seinen Zweigen gelöst und in einer bestimmten Büchse versorgt hatte, gab abends vor dem Zähneputzen noch ein köstliches Bettmümpfli, mit dem wir zu andern Zeiten nicht verwöhnt wurden. Erst in den späteren Kinderjahren haben wir

Salome brennt durch

15

Roman von Ida Frohnmeyer

Die Pensionäre.. Es sind ihrer acht, wenn alle Zimmer besetzt sind, und das ist eigentlich immer der Fall, sagt Emmeli, die schon dreieinhalb Jahre im Haus ist. Noch ehe ein Pensionär ausgezogen ist, weiß man um seinen Nachfolger, denn das muß man Fräulein Löliger lassen: sie ist eine großartige Hausfrau, und die bringt es fertig, trotz drohender Rationierung ein gutes Essen auf den Tisch zu stellen. Und das ohne Stöhnen über die schlimmen Zeiten und ohne ihren Tischgenossen die täglichen Schwierigkeiten in die Suppe zu rühren. Ich schätze sie ungemein, d. h. als Vorsteherin der Familienpension Löliger. Als Privatmensch dagegen kann ich sie weder schätzen noch ablehnen, weil ich diesen Menschen gar nicht kenne. Sie redet mit uns Angestellten nur über unsre Arbeit, und die Berti, das Küchenmädchen, das ihr beim Kochen an die Hand geht und die grobe Putzarbeit besorgt, tut mir wirklich leid, denn es muß trostlos langweilig sein, immer mit Fräulein Löliger zusammen arbeiten zu müssen. Emmeli und ich haben im Grunde so gut wie nichts mit ihr zu tun. Unsre Arbeit beaufsichtigt sie keineswegs, weil sie Emmeli blindlings vertraut, hinter der Berti ist sie aber her wie ein Glucke hinter ihren Küken und prüft durch ihre Lorgnette sogar die Klarheit des Putzwassers. Wäre die Berti nicht solch gutmütiger Kerl, der die Dinge nimmt wie sie sind und trotz der Beaufsichtigung gemächlich seinen Weg stapft, sich zudem, da sie zu Hause schläft, jeweils erholen kann, gäbe es gewiß täglich Zusammenstöße zwischen den beiden. Emmeli und ich wenigstens ertrügen ein Zusammensein mit Fräulein Löliger nicht.

Die Pensionäre weiß sie sehr geschickt zu behandeln und in Beziehung zueinander zu setzen — hier muß ich sie restlos bewundern. Denn das ist gar keine so einfache Sache, wenn da einer ist wie der Büroangestellte Zolliger, der nur ein Gesprächsthema kennt, nämlich seine eigene köstliche Persönlichkeit. Man mag von den Leiden der kämpfenden Soldaten reden, von den hungernden Kindern, vom Flüchtlingselend — des Zolligers Kürbiskopf tut keinen Mank, und kein Wort des Entsetzens oder der Teilnahme fällt von seinen Lippen, sie öffnen sich nur zum Essen. Aber wenn er erzählen kann, daß er für den geselligen Abend seines Gesangvereins ein Stückli geschrieben und darin die Hauptrolle spielt, dann läuft ihm der Mund über, und er kann kein Ende finden. Auch der Bankangestellte Cruchat, der neben Zolliger sitzt, hört sich gerne reden. Aber er spricht wenigstens nicht immer von sich selbst, und er hat gottseidank ein Herz im Leib. Es war seine Idee, jeden Samstag eine Büchse herumgehen zu lassen für die Flüchtlinge, und er vergißt es nie, sie zu holen, ehe das Dessert serviert wird. Sonst ginge der Zolliger sicher ab, ohne seinen Zwanziger hineingetan zu haben — Emmeli meint, es werde wohl nur ein Fünfer oder eines von den neuen Rappenstücken sein, die man für Silbergeld halten kann.

Auf der andern Seite von Cruchat sitzt die netteste Pensionärin, die wir haben, und neben ihr der netteste Pensionär. Sie ist ein Fräulein Bär, so um die sechzig herum. Aber sie sieht immer noch ganz entzückend aus mit ihrem feingeschnittenen Gesicht und den dunkeln Augen. Das Haar ist blond und sehr dicht und in einen Knoten geschlungen, und erst als ich es beim Servieren ganz aus der Nähe betrachtete, entdeckte ich ein paar weiße Fäden. Ich glaube, der alte Professor ist ein bißchen verliebt in sie, was ich ganz gut begreifen kann, denn sie ist nicht nur äußerlich entzückend, sondern ist auch die Güte und Freundlichkeit in Person, und es wird einem einfach wohl in ihrer Nähe. Ohne daß sie viel sagt. Es ist gerade so, wie wenn man vor einer Sonnenblume oder Rose oder sonst irgendeiner schönen Blume steht: man wird froh durchs Anschauen. Emmeli macht sich über meine Schwärmerei lustig, die eigentlich etwas ganz Altmodisches sei. Aber ich kann ihr darauf jedesmal Fräulein Bärs Nachbar, den pensionierten Lehrer Bertschinger, entgegenhalten, denn für den schwärmt sie. Das heißt nein, sie hat schon recht: das nennt man nicht schwärmen, sondern Hochachtung haben, und zwar eine durchaus begründete. Dieser Lehrer Bertschinger hat nämlich viele Jahre in Emmelis Dorf Schule gehalten — die halbe Anwohnerschaft sei durch seine Hände gegangen, sagt Emmeli, und sie sagt im weitern, daß von diesem Lehrer eine Kraft zum Guten ausgegangen, die in der Kinder Leben weitergewirkt habe. „

Ein Dankesgruß

Am 10. Januar wird Fräulein Prof. Marie Heer, ehemalige geschätzte Sprachlehrerin an der Wetlischule und später an der Handelsabteilung der Töchterschule Zürich, bei erfreulicher Gesundheit, achtzig Jahre alt. Ihr still bescheidenes Wesen begehrt gewiß keinerlei öffentliche Beglückwünschung. Indes, in diesen Blättern, für deren Werden und Wachsen, deren Ideale und Sorgen und Kämpfe sie je und je so warmes Interesse bezeugte —, in diesem intimeren Raum dürfen ihr wohl, namens vieler, wenige Zeilen als Gruß und Dank dargebracht werden.

Marie Heer ist für ihre Freundinnen, teils frühere Schülerinnen, der Inbegriff schlichter Kultiviertheit, nie getrübter Lauterkeit, nie ermüdbarer gerechter Güte. In seltener Dauerbereitschaft versteht sie es heute noch, andern zuzuhören, anderer Lust und Leid mitzuerleben, sie zu beraten, zu ermutigen, wenn nötig, mit leisem Humor zu beruhigen, zu besänftigen; ohne Mühe und Verdruß zu scheuen, unerschrocken vor gewappneter Gegnerschaft, setzt sie sich heute noch ein, um Benachteiligten zu ihrem Recht zu verhelfen. Intensiv, dann und wann jugendlich empört, verfolgt sie das Weltgeschehen, in vier Sprachen liest sie, neben ihren Klassikern, mit eigenstem unbeirrtem Urteil die Poeten und Propheten der Gegenwart, genießt nach wie vor mit besonderem Verständnis gehaltvolle Lyrik, ja von Zeit zu Zeit überträgt sie in ausdruckszartes Deutsch ein Gedicht ihres Tessiner Lieblings Valerio Abbondio.

Unvergessen bleibt Marie Heers, in aller Unauffälligkeit, wirksame Anteilnahme an der Gründung und Entwicklung der Schweizerischen Pflegerinnenschule, des großen Werkes ihrer leider schon 1918 gestorbenen Schwester Dr. med. Anna Heer. Stets vermochte sie, schwere und schwerste Schicksalsschläge — unlängst den plötzlichen, für sie überaus schmerzlichen Verlust ihrer Betreuerin und Gefährtin — mit seltener Seelenstärke hinzunehmen, in stiller Sammlung zu verarbeiten, zu überwinden. Mutig möge sie auch ins neunte Jahrzehnt eingehn, wissend um unsere nie getäuschte, Jahr um Jahr tiefer gegründete Verehrung.

E. N. Baragiola

Begrenzung

von Valerio Abbondio

Ein Kreis um jedes Ding und sein Bereich.
Der Horizont ein Kreis. Im Weltenspiel
ein Kreis die Grenze je von Licht und Schatten.
Und immer wach, o Herz, dein Sehnsuchtsdrang,
dich frei zu schwingen über Raum und Zeit.

Uebertragung von Marie Heer

---

auch beim Abnehmen des Christbaumschmucks helfen dürfen, der mit liebevoller Sorgfalt für das nächste Jahr verpackt wurde. Einmal habe ich es dann schon als erwachsener Mensch mit bitteren Tränen getan, denn damals stand unter dem Weihnachtsbaum das Sterbebett meiner Mutter, die den Baum noch selber geschmückt hatte und die dann wenige Tage nach Epiphanien heimging. Am 6. Januar nahm man auch Abschied von der geliebten Krippe, die einem die Weihnachtsgeschichte so zart und hold vor Augen gestellt hatte, daß sogar ich wilde Hummel am Heiligabend bei ihrem Anblick ganz vergessen konnte, nach dem Gabentisch zu sehen. Sie ist in all ihrer Einfachheit noch heute das Herzstück in meiner Weihnachtsecke.

Am 6. Januar brachte der Morgen den ersten Schulgottesdienst im neuen Jahr, in dem man hörte und sang von dem Sterne, der die Magier aus dem Osten an das wahre Licht führen durfte, und in dem man sich neu besinnen lernte, welche Gaben man selber für den „neugeborenen König" bereithaben könnte. — Abends erzählte etwa Mutter von den Festen ihrer Kindheit in allerlei fremden Ländern und der Dreikönigskuchen, der die eine Bohne für den König des Tages irgendwo eingebacken enthält, fand bei den Kindern immer neues Interesse; einmal hatte auch Mutter in ihrem Kuchenanteil diese begehrte Bohne gefunden und war nach der Sitte Frankreichs vom Familien- und Freundeskreis, in dem der Kuchen geteilt worden war, als die Königin gefeiert worden.

Aber vor allen diesen festlichen Dreikönigstagen zeichnet sich einer aus, den ich als junge Gymnasiallehrerin erlebt habe. Ich hatte die Festzeit und Jahreswende wieder einmal in Bern und Zürich verbracht und war in den letzten Stunden des 5. Januar in den Arlbergexpreß gestiegen, um an meine Arbeit in Wien zurückzukehren. Dort blieb mir gerade noch Zeit, den Unterricht für den nächsten Tag vorzubereiten und dann mich selber bereitzumachen für ein Konzert, auf das ich mich schon lange gefreut, ja, das ich sehnlich erwartet hatte. Es war eine Erstaufführung, die in der Wiener lutherischen Stadtkirche stattfinden sollte und der man mit viel Spannung entgegensah. Bei mir hatte das auch den Grund, daß ich den zarten, liedhaften Text längst kannte und liebte, wie auch andere Gaben, die wir der Dichterin Margarete Weinhandl dankten, die ihre Kindheit in der Steiermark verbracht hatte und später als Frau eines Universitätsprofessors in Hamburg lebte. Mit Freude lese ich auch immer ihre feine Dichtung „Niklaus von der Flüe", die aus einer evangelischen Schau des großen Mannes heraus dem protestantischen Christen viel zu sagen hat. Nun aber sollte ihr Heilandsleben in Liedern „Es ist ein Reis entsprungen" uns als Oratorium dargeboten werden und der sich dieser lieblichen Texte angenommen hatte, trug als Erbe einen bekannten Namen, war selber Arzt und Musiker: der älteste Sohn unseres lieben Peter Rosegger. Es war dann einer der wenigen Anlässe, bei denen hochgespannte Erwartung nicht zur Enttäuschung führt. Wohl weiß ich noch, daß ich da und dort die Vertonung eines mir lieben Stückes abgelehnt habe, als für mich zu fremd, vielleicht auch zu modern. Aber das andere ist viel größer: daß heute nach Jahrzehnten in stillen Stunden noch etwas aufklingt von der leuchtenden Zartheit besonders der beiden ersten Teile, bis etwa zu dem Bericht vom 12jährigen Jesus im Tempel. Vielleicht war gar nicht der ganze Text durchkomponiert, ich habe das Oratorium nie wieder gehört und nur von einem einzigen „Halleluja" die Noten erhalten, aber heute noch liegt mir eines der Motive deutlich genug im Ohr, daß ich es nachsingen kann, und heute noch, nach etwa zwei Jahrzehnten kann ich Margarete Weinhandls Büchlein nicht lesen, ohne daß etwas von den zarten Melodien mich umschwebt, die Rosegger dafür gefunden hat. Dies Klingen hat mich durch manchen Epiphaniestag in unserm Lande begleitet, in dem der 6. Januar in vielen Gegenden ein gewöhnlicher Werktag ist und mich bei meiner werktäglichen Beschäftigung gefunden hat: bei der Bahnfahrt, um irgendwo einen Vortrag zu halten.

Kinder von heute . . .

Man klagt oft über die Kinder von heute und wie schwer ihre Erziehung sei. Leider nicht in allen Fällen ohne Grund, und der schwere Druck, der in unserer Zeit ohnehin auf den Menschen liegt, lastet auf vielen Eltern und berufsmäßigen Erziehern umso schwerer. Aber nie darf man sich durch negative Erfahrungen und Eindrücke die Kraft lähmen und die Zuversicht an die möglichen guten Entwicklungen rauben lassen. Vor allem auch sollte man im Sorgenkind nie das Gute übersehen, sondern diesem stets eine Möglichkeit zu dessen Auswirkung geben. Denn das mögliche Gute und das Rechte getan zu haben, stärkt im guten Sinne das Selbstbewußtsein des heranwachsenden Kindes als eines angenehmen Gliedes seiner Familie, eines wertvollen Schülers, und der Vorsatz, ein nützliches Glied der Volksgemeinschaft werden zu wollen, wird in ihm weit mehr gestärkt durch die Möglichkeit zu nützlichem Tun, als durch die stumme oder in Worte gekleidete Zurückweisung: „Mit dir ist ja doch nichts anzufangen", oder ähnliche, vielleicht auch nur scherzhaft vorgebrachte Aussprüche.

In dem Wort „Keines ist zu klein, Helfer zu sein" steckt ein pädagogisch sehr kluger Grundsatz, denn eben das Bewußtsein des Kindes, ein „Helfer" in seinem bescheidenen und kleinen Umkreis zu sein, schafft in ihm ein gesundes Selbstbewußtsein und ein tiefes Glücksgefühl. Wie wichtig ist aber gerade dieses Glücksgefühl in unserer Zeit, in der allein schon der Glaube an die Möglichkeit eines eigenpersönlichen inneren Glücklichseins mehr und mehr schwindet, ja der Sinn dafür und die Erkenntnis, daß dieses innere Glück zum großen Teil vom Menschen selber erworben werden muß, oft fehlt.

Sicher ist in der menschlichen Anlage inmitten ihres unbestreitbar vorhandenen Egoismus auch der Helfergeist vorhanden. Dies läßt sich in der Kinderschar großer Familien und in ländlichen Verhältnissen eher als in den raumbedrängten städtischen schlüssiger konstatieren. Denn in einem selbst kleinen Bauernhof oder Handwerkerbetrieb, wo die ganze Familie in den Erwerbskreis eingespannt ist, sind einerseits die Möglichkeiten für de Kinder, irgendwie mitzuhelfen, zahlreicher und leichter ersichtlich und andrerseits die Ablenkungen vom Pflichtenkreis durch „angenehmeren" Zeitvertreib geringer.

Schon aus diesen Gründen erzieht eine Mutter auf dem Lande wohl leichter ein halbes Dutzend Kinder, als eine in der Stadt deren drei. Es ist merkwürdig und dabei erfreulich, wie schnell Landkinder erkennen, wo ihre Mithilfe gerade nötig ist, und wie die größeren Kinder sich für ihre kleineren Geschwister mitverantwortlich fühlen. Sicher geschieht es weit häufiger als die Zeitungen darüber berichten, daß ein Kind ein hilfloseres Geschwister einer plötzlichen Gefahr durch Ertrinken oder Brandunglück oder sonstigem Unheil entreißt, und wie es aus seinem schönen Verantwortungsgefühl heraus beim Entdecken der Gefahr sofort seinen praktischen Sinn bestätigt. Ein kleiner Junge kam in die Küche gestürzt: „Mutter, das Roseli ist in den Weiher gefallen, und da —". Die Mutter ließ alles liegen und stehen und eilte nach Hilfe aus. Bald waren zwei, drei Männer aus der Nachbarschaft, die gerade beim Heuen waren, mit Stangen und Latten da, aber nichts um den Weiher herum verriet, an welcher Stelle das Kind hineingefallen sein könnte. Der kleine Junge wurde darüber befragt. Er blickte sehr erstaunt auf die Männer und ihre Stangen und wies auf eine Stelle am Weiher:: ‚Dort. Aber ich habe auch eine Stange genommen und habe sie dem Roseli entgegengestreckt und es hat gemerkt, daß es sich daran halten mußte und ich hab' sie an der Stange herausgezogen und dort hinter der Haselstaude auf die Wiese gelegt, daß ihr Kleidchen trocknen kann, denn das ist halt naß geworden." Die verängstigte Mutter fand ihr Jüngstes friedlich schlafend neben dem Haselstrauch, worüber sie tief dankbar war. Aber auch gerührt war sie über ihren kleinen Knaben, der ihr die Kunde vom Unglück erst brachte, als er es durch sein kluges Eingreifen schon abgewendet hatte. ... Hätte sie ihn nur bis zu Ende angehört, als er in die Küche gestürzt kam!

Ein anderer kleiner Junge — auch er geht noch nicht zur Schule — sah, daß sich Straßenteer entzündet hatte, während die Arbeitsleute, denen die Ausbesserung der Straße oblag, beim Mittagessen waren. Der Kleine setzte seine muntern, sommerbraunen Beine in Bewegung, raste abwärts, dorfwärts, und nicht lange nachher hatte er den Mann auf dem Sprung, der von amtswegen einen Löschapparat besaß, auf seinem Rad eiligst zu der gefährdeten Stelle fuhr und die Gefahr beschwor. Wie Übertegen hatte der Kleine gehandelt.

Anderswo fand sich an einer Bahnstation ein halbwüchsiges Mädchen ein, um Abzeichen der Tuberkulosefürsorge seines Kantons den Reisenden anzubieten; als der Zug wieder abgefahren war, schob es mit einem kleineren Mädchen einen Kinderwagen mit einem Säugling drin vor sich her: diese vielleicht 2mölfjährige behütete die Kinder ihrer Mutter und stellte sich gleichzeitig in den Dienst einer Wohltätigkeitssache, und übrigens konnte es seinem kleineren Schwesterchen schon den Säugling samt dem Kinderwagen anvertrauen für die Zeit, die der Abzeichenverkauf in Anspruch nahm, auch die Sechsjährige betätigte sich schon als kleine Helferin in der Familie.

Doch doch, es steckt viel Gutes auch noch in der „Kindern von heute." Aber wir müssen es, zu Stadt und Land, aus ihnen hervorholen, die Mutter muß ihnen dann und wann sagen: „Ich hätte gar nicht gedacht, daß ich mich auf unser Anneli, auf den Friedli schon so gut verlassen könnte, es ist mir eine rechte Erleichterung." Und gerade das soll auch der Vater mitanhören, sie soll es vor ihren Kindern dem Vater sagen und die guten Taten der Kinder ihm erzählen. Welcher Vater wird dann seinen kleinen Sohn oder sein Töchterchen nicht auch einmal lieber loben als immer nur der gestrenge Strafende ihrer Untaten oder oft verzeihlichen Unvorsichtigkeit sein. Noch immer sind Kinder — Gottesgaben! hf.

Politisches und Anderes

Waffenruhe im Fernen Osten

Um die Jahreswende kam überraschend die Nachricht, daß die Niederländer auf Java Waffenruhe eingeleitet hätten und nur noch die Waffen „gegen Einzelne und Banden, die den Frieden stören" zu erheben gedenken. — Zwischen Indien und Kaschmir ist Waffenruhe eingetreten, d. h. Pakistan, das bisher die noch zum Kampf bereiten Gruppen im mehrheitlich mohammedanischen Kaschmir unterstützte, hat jetzt, dank der Vermittlungsarbeit des Vertreters der „UNO", eines Comlubiers, mit Indien Verhandlungen aufgenommen, die zu einer Befriedung der Brudervölker führen sollten.

Ein Friedensangebot

zur Beilegung des chinesischen Bürgerkrieges wird in der Neujahrsrede von Tschiang Kai-Shek gesehen, der sich unter gewissen Bedingungen zu Verhandlungen mit den Kommunisten bereit erklärt und auch durchblicken läßt, daß er zum Rücktritt bereit ist, wenn das Volk es wünsche.

Zurück nach Genf

Der Sitz des Internationalen Arbeitsamtes, der wegen des Krieges nach Kanada (Montreal) verlegt worden war, wird nun wieder, wie früher, Genf sein. Mit Genugtuung begrüßen wir diese wichtige Institution auf Schweizerboden.

Von der Berliner Luftbrücke

Bekanntlich wird die Bevölkerung der drei „Westzonen" Berlins der seit Monaten dauernden russischen Blockade wegen durch die englisch-amerikanische Luftflotte mit Lebensmitteln und Kohlen versorgt. Am letzten Tage des alten Jahres führte diese den 100 000sten Einflug aus, nachdem sie in gut sechs Monaten 700 000 Tonnen Ware nach Berlin gebracht hat.

Die Verhaftung des Kardinal Mindszenty,

des Führers der katholischen Kirche Ungarns, hat die Spannung zwischen Kirche und Staat auf die Spitze getrieben. Der Vatikan hat die Exkommunizierung, d. h. Acht und Bann über die für die Verhaftung Verantwortlichen ausgesprochen. Wie viele andere katholische Spitzenverbände, so haben auch diejenigen der Schweiz feierlich gegen diese Verhaftung protestiert.

Der Sicherheitsrat der „UNO"

hat beschlossen, den Kämpfenden in Palästina Waffenruhe zu befehlen. Zur Zeit sind noch Fehden zwischen jüdischen und ägyptischen Truppen im Gange.

Bundespräsident Robs

hat in seiner Neujahrsansprache die gemeinsamen Züge und Ziele des Volkes betont, vor kleinlichem Gruppenegoismus und enger Standespolitik gewarnt und an die Verantwortung jedes Einzelnen für das Ganze appelliert. Als Finanzminister erinnerte er daran, daß die Aufrechterhaltung der Landesverteidigung jährlich 400 Millionen kostet und daß eine gleich hohe Summe jährlich für die Verzinsung und langsame Amortisation der Kriegsschulden nötig sei. Aufwendungen, die uns pro Kopf und Jahr mit 200 Franken belasten.

Skiferien für tausend Kinder

hat der Schweizerische Skiverband, wie um schon manches Jahr, diesen Winter wieder ermöglicht: 500 Knaben freuen sich in Andermatt, 500 Mädchen an der Lenk ihrer Ferien! Dem Skiverband und seinen vielen ehrenamtlichen sachkundigen Helfern gebührt der Dank der Oeffentlichkeit.

Eine neue Sektion,

die 50. Sektion, ist dem blühenden Schweizerischen Frauen-Alpenclub in Schwyz erstanden.

In Memoriam

In hohem Alter starb in Lausanne Georgine Maillefer, die Gründerin und Leiterin des Schw. Foyer für schwachsinnige Blinde, denen sie beinahe 40 Jahre lang uneigennützige Führerin und Helferin war.

In Toulon starb 87jährig, Hélène de Mandrot-Révillod. Sie war in jungen Jahren Bühnenmalerin und unterstützte großzügig moderne Künstler. Im Schloß La Sarraz schuf sie das „Haus der Künstler" und das „Haus der Gelehrten", organisierte Tagungen für moderne Kunst und war Mäzenin für viele aufstrebende Talente.

E. A.

---

am Tag, und man muß darum auf Zehenspitzen an ihrem glücklicherweise isoliert gelegenen Zimmer vorbeigehen. Zum Nachtessen erscheint sie und weil das ihre Hauptmahlzeit ist, kriegt sie extra serviert. Es streift mich dabei immer ein Hauch von Frau Zerfaß selig, obwohl die Schwester mit ihren gesunden roten Backen ihr in keiner Weise gleicht. Emmeli findet mein Zerfaß-Erlebnis, besonders das letzte Schachspiel, fabelhaft. Sie glaubt übrigens bestimmt an Geistererscheinungen und ähnliches, aus dem einfachen Grund, weil in ihrer Familie, soweit man zurückdenken kann, ein kommender Todesfall angemeldet wird. Drei Nächte hintereinander, wenn alles ruhig und dunkel ist, klopft es dreimal an die Haustür, nicht heftig, sondern so, wie jemand anklopft, der nicht erschrecken will, aber doch entschieden eingelassen sein möchte. Emmeli empfindet dies keineswegs gruselig, sondern einfach als Mahnung und Vorbereitung. Meist sei es so, daß man wisse, auf welches Familienglied sich das Klopfen beziehe. Aber es sei auch schon vorgekommen, daß alle gesund gewesen und man sich gegenseitig erstaunt angesehen habe. Sie selbst habe dies einmal erlebt. Aber acht Tage darauf hätten sie doch auf dem Gottesacker gestanden, denn der alte Großvater war mitten in der Arbeit des Heuschnitzens umgesunken. Der herbeieilende Sohn sah noch ein Lächeln über sein Gesicht gehen und hörte ihn sagen: „Ach so!"

*

Im Notfall kann Fräulein Löliger noch einen neunten Pensionär aufnehmen. Sie tut es zwar nur, nachdem sie einen solchen gründlich unter die Lorgnette genommen. Denn das Zimmer liegt im Dachstock, neben dem unsern.

Das Telephongespräch, das Emmeli geführt, genügte ihr daher keineswegs. Sie läutete dem in Frage Kommenden — nach Emmelis Stimme-Urteil war es ein junger Mann — in aller Frühe an, und ihre Worte klangen so wenig entgegenkommend, daß es uns nicht gewundert hätte, wenn auf der andern Seite der Rückzug angetreten worden wäre. Aber nein, nachdem Fräulein Löliger eine Weile stumm gelauscht, hörten wir sie sagen: „Also gut. Ich erwarte Sie morgen abend. Das Zimmer wird bereit sein." Sie hängte den Hörer auf, blieb bei Emmeli und mir, die wir den Läufer im Gang aufrollten, stehen, und als wir fertig waren, sagte sie: „Kommt einmal in mein Zimmer, ihr beiden Demoiselles!"

Wir schauten uns völlig entgeistert an, denn Fräulein Löliger und eine witzige Aeußerung, und sei sie auch noch so bescheiden, liegen auseinander wie Nord- und Südpol.

Nun, wir traten gehorsam hinter ihr ein, worauf sie uns, mit verschränkten Armen an ihren Sekretär lehnend, eine Ansprache hielt, die den neuen Pensionär zum Gegenstand hatte. Sie begann: wahrscheinlich hätten wir uns ja gewundert, daß sie den Herrn — er komme von auswärts und halte sich zu Studienzwecken vorübergehend in unsrer Stadt auf — ja, wahrscheinlich hätten wir uns gewundert, daß sie ihn zuletzt doch angenommen. Aber leider habe er sich auf eine Dame berufen, die das Löliger-Etablissement immer aufs beste empfehle, und tatsächlich zu seinem Gedeihen beigetragen habe. Hätte er den Namen dieser Dame nicht genannt, wäre sie unerbittlich geblieben, den es handle sich ja bei diesem neuen Pensionär um einen jungen Mann, und es widerstrebe ihr daher, ihm das Zimmer neben uns zu geben, denn wir beteten gar nicht umsonst im Vaterunser: Führe uns nicht in Versuchung!

Bei diesen Worten verließ Fräulein Löliger den Sekretär und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Vielleicht wollte sie uns nicht ins Gesicht sehen, als sie nun auhob, über unser Verhalten dem neuen Pensionär gegenüber zu sprechen. Aber schon nach wenigen Augenblicken mußte sie ihr Schreiten und ihr Sprechen aufstecken, denn Emmeli räusperte sich sehr vernehmlich und sagte mit einer Stimme, die wie ein Trompetenstoß klang: „Ich möchte Fräulein Löliger nur eines zu bedenken geben — entweder sind wir anständige Maitli oder wir sind es nicht. Im ersten Fall brauchen wir keine Ermahnungen, und im zweiten Fall helfen keine Ermahnungen. Und das mit dem Vaterunser ist ganz recht, nur stimmt es in diesem Fall nicht, denn dieser, dieser — wie heißt er doch?"

„Nyseller — Herr Georges Nyseller!" sagte Fräulein Löliger in einer Weise, daß ich an einen Automaten denken mußte, der die durch einen Einwurf geforderte Ware von sich gibt. Die Lorgnette baumelte unbenützt an ihrer Kette; mit zusammengekniffenen Augen starrte Fräulein Löliger auf Emmeli, die sofort in ihrer Rede weiterfuhr.

„Also, dieser Herr Nyseller ist für keine von uns beiden irgendwelche ‚Versuchung'. Denn wir sind schon alle beide — — ich meine, wir wissen beide genau mit wem wir einmal zusammenspannen wollen. Der Monsieur Nyseller bedeutet für uns drum gerade so viel wie der Glöcklimwagenmann!"

Ich hielt geradezu den Atem zu — was würde Fräulein Löliger tun? Am Ende setzte sie Emmeli geradewegs vor die Tür? Aber dann würde ich mitgehen, sofort! Die Gedanken wirbelten mir durch den Kopf, daß mir ganz schwindlig wurde. Da plötzlich ertönte ein Lachen — ein Lachen, das ich überhaupt noch nie gehört hatte! Denn Fräulein Löliger pflegte sonst nur mit leichtgeöffneten Lippen zu lächeln. Nun aber stand sie da, laut lachend, indes sie nach der baumelnden Lorgnette haschte.

„Emmeli!" sagte sie endlich, und immer noch war ein Lachen in ihrer Stimme, „Sie sind und bleiben das erfrischendste Menschenkind, das mir je unter die Augen gekommen. Wer Sie einmal kriegt oder, wie Sie sagen, einmal mit Ihnen zusammenspannt, kann sich gratulieren. Aber — hoffentlich warten Sie noch ein Weilchen?"

„Einmal sicher noch bis nächste Woche!" gab Emmeli zurück, „und jetzt können wir wohl wieder an die Arbeit?"

„Ja, ja, natürlich! Und — was wir eben besprochen, bleibt selbstverständlich unter uns!"

„Selbstverständlich!" sagte ich rasch, und damit waren wir auch schon aus der Tür getreten, und Emmeli sagte aufschnaufend: „Eh, das wohlerzogene Sabineli hat wahrhaftig auch noch ein Wörtchen beigefügt und zwar das allerdümmste! Nun, mir kann's gleich sein — ich habe nichts versprochen, und wenn ich das nächste Mal nach Hause fahre, kann ich ohne Gewissensbisse die ganze Geschichte dem Müetti berichten."

„Dem Müetti?! Sag einmal, Emmeli, warum hast du mir noch nie von deinem — deinem fiancé berichtet? Und überhaupt — wie kamst du dazu, von mir zu behaupten, ich sei verlobt?"

„Hab ich ‚verlobt' gesagt? Ich sagte nur, daß etwas im Tun sei, und das stimmt doch, nicht? Dieser Felix — —"

„Nun hör doch einmal mit diesem blöden Felix-

Die königliche Malerin und anderes

Prinzessin Wilhelmina genoß schon, als sie regierende Königin war, als Malerin Anerkennung, was auch im Ausland bekannt ist. Vor kurzem ist sie als gewöhnliches Mitglied einer Künstlergruppe in Apeldoorn, dem Städtchen, wo das königliche Schloß „Het Loo" liegt, und die Prinzessin sich dauerhaft niedergelassen hat, beigetreten, und beteiligt sich auch an einer Ausstellung von Gemälden und Skizzen, welche dort gehalten wird.

Eines ihrer Gemälde ist schon vor Kriegsausbruch als Gobelin angefertigt worden in der Kunstwebeschule von Freifrau Laman Trip-Nolen im Haag. Während der Besetzung hat Frau Trip das Gobelin dann unter den Fußboden in ihrem Hause versteckt, die Deutschen haben es nicht aufstöbern können und vor kurzem ist das Gobelin dann der Universität Leiden geschenkt worden. Frau Trip gehört zu den Gründerinnen des ersten Niederländischen Soroptimistklubs, über welchen wir näheres berichten werden.

Die Residenz ist wieder um eine hervorragende moderne Frau reicher geworden: Miß Joan Caroline Petrie ist als zweite Sekretärin an die „Britische Ambassade" ernannt worden. Sie ist 28 Jahre alt und die fünfte Diplomatin, welche im Britischen diplomatischen Dienst arbeitet.

Aber was uns am meisten freut, ist, daß Fräulein Dr. jur. G. H. J. van der Molen, welche Privatdozentin an der Amsterdamer „Freien Universität" war, zum außerordentlichen Professor für Völkerrecht ernannt worden ist. Die „Freie Universität" ist die streng calvinistische Hochschule. Und bekanntlich haben die Calvinisten — politisch die „antirevolutionären" — sich am schärfsten den feministischen Wünschen entgegengesetzt. Das passive Wahlrecht für die Frau will man noch nicht anerkennen, keine einzige Frau kommt auf den antirevolutionären Wahllisten vor. Immerhin ist Dr. van der Molen Vorsitzende eines calvinistischen Frauenkomitees, welches zum Zweck hat, das passive Wahlrecht auch für die calvinistischen Frauen durchzuführen. Leider stehen noch tausende „Christenfrauen" diesen fortschrittlichen Auffassungen feindlich entgegen: ein Komitee, welches momentan für die Arbeitsfreiheit der verheirateten Frau arbeitet, hat zum ersten Mal die katholische Frau mitreißen können, der „Christenfrauenbund" will aber noch nicht mitmachen. Wie lange noch? Auch diese wird sich allmählich ändern.

W. W. F-D.

Ich will nicht alt sein

Man kann sich nicht dagegen wehren, alt zu sein, aber man braucht nicht alt zu scheinen. Darauf kommt es an. Das Leben ist zur Hauptsache Schein, Vortäuschung gewisser Tatsachen.

Wer ist wirklich weise, gut, verläßlich —? Sieht man näher hinter die berühmten Coulissen, statt sich nur mit deren Vorderseite zu begnügen, ist manches anders, meist sogar alles. Was ist Liebe? Was ist Freundschaft? Was heißt Familie? Heißt Reichtum, Armut —? Der Reiche ist bei näherer Betrachtung oft nur ein armer, betrogener, sich selbst täuschender Mann, während der arme Schlucker innere Güter besitzen kann, die allein das Leben lebenswert machen. Liebe —? Anscheinendes Geborgensein in Zweisamkeit, die über Einsamkeit, welche in den meisten Fällen trotzdem da ist, hinwegtäuscht. Freundschaft — Interessengemeinschaft in höherem Sinne, beglückender innerster Gleichklang, aber jede Glocke schwingt sich einmal aus. Man kann von heute auf Morgen reich werden, und ebenso rasch arm wie eine Kirchenmaus. Einen gütigen Mann kann ein Geschehen treffen, das ihn hart macht und böse und ein Böser kann sich über Nacht in einen Engel wandeln.

Alle diese Prozesse sind einschneidend, namentlich für den, der sich vormachte, die Welt werde für ihn stets dieselbe bleiben. Der Elastische hat es leichter: Er läßt sich ziehen, bricht nicht. Die Welt bedeutet ihm das, was die Schule der Jugend bedeutet: Ein Erziehungsinstitut. Man hat etwas aus sich zu machen, aus sich machen zu lassen. Im Alter gehört man naturgemäß den oberen Klassen an. (Sollte man!) Wer sitzen geblieben, hat das Nachsehen, die Blamage sowieso. Begreift er das nicht, hat er umsonst gelebt. Er sollte sich das Lehrgeld zurückzahlen lassen. Aber das Leben hat es längst an andere, Gescheitere verwendet. Es kennt keinen Spaß, seine Mission ist viel zu ernst... Somit bleibt das Eine: Alt zu werden, ohne Frucht getragen zu haben. Ein Baum, der seine Blätter verliert, bis er als Skelett dasteht, auf dem sich kaum je ein Vogel niederläßt. Ein Singvogel schon gar nicht.

Schicksal —? Man kann nicht aus seiner Haut heraus —? Nein, aber man kann sie dehnen, statt sie schrumpfen und vor der Zeit welk werden zu lassen. Es kommt nur darauf an, daß man nicht allein an das Heute, sondern auch an das Morgen denkt. Achtsamkeit, Vorbereitung, Wille zum Durchhalten, ein gewisser Schicksalstrotz neben Schicksalergebung, die Ausgeglichenheit schaffen, ist Vorbedingung.

Ich will nicht alt sein, ich bin es nicht, denn mein Geist lebt und regt sich tausendfältig. Geist ist nicht der Zeit unterstellt, er ist ewig, wie alles Schöpferische ewig ist...

Gertrud Bürgi.

Die Gesellschaftsreise oder „Der Gruppo"

... Luxuscar, Mittagessen in Bergamo, Aufenthalt in Verona, Ankunft in Venedig zum Nachtessen und daselbst volle Pension für 10 und so viel Tage... alles inbegriffen für 10 und so viel Franken.

Ich las es staunend, ging mich im Reisebureau erkundigen, wurde des besten belehrt und kaufte mir denn auch eine Karte für eine Gesellschaftsreise nach Venedig. Leise Angstgefühle vor der ungewohnten Art zu reisen, beschwichtigte ich: in Gesellschaft zu reisen sei zeitgemäß, es sei endlich ein Strich zu ziehen unter die Extrabedingungen, man habe sich den heutigen Umständen anzupassen, usw.

An einem frühen Morgen bestieg ich den Luxuswagen nach der Lagunenstadt. Der Luxus daran war schon etwas abgeschliffen, aber größte Sauberkeit ersetzte den fehlenden Glanz. Der Chauffeur zog sich einen frisch gewaschenen weißen Mantel an und beobachtete dazu über die Achsel seine Reisegesellschaft. Ich beobachtete ihn. Es wetterleuchtete in seinem braunverrunzelten Gesicht. Inzwischen hatten wir alle Platz genommen und von da an waren wir ein gruppo, über das von höherer Stelle aus verfügt wurde. Die Angestellten dieser höheren Stelle, schmucke junge Männer in eleganten Anzügen, ergingen sich untereinander in Sprüchen und Zahlen. Die Zahl 13 fiel mehrmals. Ich zählte nach; wir waren tatsächlich dreizehn Seelen; schlechtes Ohmen, aber vielleicht hatte die Zahl 13 in der neuen Zeit ihre bösartige Kraft verloren. Zeremonien mit Papierbogen und Päßen folgten, dann ein Blick des Chauffeurs über den gruppo hin... und wir fuhren ab.

So glatt wie die Fahrt ging auch sonst alles. Zoll? Paßrevision? Kaum angedeutete Formalitäten. Man läßt den gruppo durchziehen und lächelt ihm zu, wie einem Zug Kindergärtlern. Und nun sind wir also in fremdem Land. Auch ohne es zu wissen, merkten wir's gleich: die Kinder schreien unserem stolz dahinrollenden Luxuswagen frenetischer nach als noch im Tessin, die Gesichter der Frauen sind verhärmter und man begegnet Männern, die statt mit der Fußspitze mit der Fußballe die Pedale ihres Fahrrads treten. Auch die Landschaft verrät Italien. Sie wird flach und flacher und läuft bald in die eintönige Poebene aus. Felder und Felder, durch Maulbeerbaum- oder Pappelreihen durchzogen, so weit das Auge reicht. In der Ferne rötlich kahle Hügelketten, auf deren sanften Kuppen weiße Dörfer blinken.

„Immer nur diese Landschaft", sagt eine Dame auf französisch, «cela fatigue». Sie hat recht. Um mich aufzufrischen, fange ich an meine Reisegefährten zu betrachten. Da sitzt auf der ersten Bank ein Mann in dicht am Hals schließendem schwarzen Rock. Ein Naturheilarzt oder Sektenprediger, schließe ich. Er muß sehr witzig sein, denn seine zwei Begleiterinnen kommen nicht aus dem Lachen. Die jüngere gackert genau wie eine Henne, die ein Ei gelegt hat — viele Eier — so hoch und schrill, daß wir andern uns recht benachteiligt vorkommen, zu weit weg vom Born der Heiterkeit entfernt zu sitzen, um etwas davon zu erhaschen. Wir andern sind: fünf Engländer, zwei Belgierinnen, ein Herr aus Bern, eine sehr distinguiert aussehende Dame unbekannter Nationalität und ich: sieben Ausländer gegen fünf Schweizer und ein Neutrum. — Das Gelächter seiner Schönen spornt den „Prediger" zu höchster Leistung an. Er fängt die knappen Angaben des auch als Reiseführer amtierenden Chauffeurs, auf und gibt sie mit Donnerstimme in drei Sprachen weiter. Man merkt, ein gebildeter Mann. Auf seinem eingefallenen Bauch baumelt, stets bereit, eine Leica. Er steht auf und knipst was ihm wert erscheint. Taumelnd und torkelnd huscht er durch den Wagen, fällt über seine Brüder im gruppo ohne sich zu entschuldigen — er tut's ja nicht extra. Die Engländer machen steife Gesichter, die Belgierinnen wundern sich, der Herr aus Bern lacht, wie man im Zirkus lacht, von extatischem Gegacker der Jüngeren sekundiert, die vornehme Dame tut, als sähe sie nichts und ich ärgere mich... und nun knöpft der Bruder bei Gott seinen Kittel auf, schlüpft daraus und sitzt nun da im durchbrochenen Tricothemd der Witzblätter. Graue Hosenträger sichern den Sitz der zu weiten Hose. Er kehrt sich um und sagt im breitesten Ostschweizerdeutsch: „S'stört doch näd?" Die Engländer machen steife Gesichter, die Belgierinnen wundern sich usw. Ich wende mich vom gruppo ab und schaue wieder hinaus.

Wir fahren durch kleine Städte, die einst von Bomben getroffen worden. Nirgends mehr Schutt und Trümmer. Häuser, die noch nicht wieder aufgebaut sind, stehen als saubere Ruinen da und tragen von jener Schönheit zur Schau, die alten, „echten" Ruinen eignen. Sie stehen da als Symbole, nicht der Zerstörung, sondern der Dauer des Lebens durch alle Zerstörung hindurch. Darüber ließe sich meditieren.

Und eigentlich ist es herrlich, finde ich, dies alles zu sehen und zu bedenken und keinen Finger oder Fuß rühren zu müssen, da dem gruppo jede Mühe abgenommen ist. Mir dämmert auf der Wert des Kollektivs. Gib deine persönlichen Wünsche auf und du hast alles, sei nicht mehr du selbst sondern ein Teil des gruppo, und dir soll's gut gehen. Noch mehr Sprüche im biblischen Stil fielen mir ein und ich war mit mir und der Welt zufrieden.

Wäre nicht der „Sektenprediger" gewesen. Jetzt aß er. Das von Schinkenfett glänzende Taschenmesser in der Faust, zerklitzte er sorgsam einige Brote und teilte auch seinen Begleiterinnen davon aus, was die Jüngere mit hellem Gegacker lohnte. Vollmundig, das Messer gezückt, gab er die Randbemerkungen des Chauffeurs — wir durchquerten eben Mailand — vielsprachig wieder: «Ici Mussolini à été suspendu... Mussolini are... e stato suspenduto.» Dazu fielen ihm die Augen fast aus dem Kopf. Die Engländer machten steife Gesichter, die Belgierinnen wunderten sich, der Herr aus Bern lachte, wie man im Zirkus lacht, usw. Als die nächste Belehrung unseres Führers erst vor dem Casteli in Verona fällig war: „Hier wurde Ciano füsiliert", ging mir auf, daß wirklich eine neue Aera mit neuer Zeitrechnung und Kunstbetrachtung begonnen hat.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen befiel den „Prediger" große Unruhe. Er hatte sich erlabt, nun hatte er zu photographieren. Aber siehe da, der Deckel zu seinem Apparat fehlte und ohne dieses Stück, so sagte er, sei alle Mühe vergebens. Eine Gesamtsuchaktion wurde inszeniert, Luxuscar, Hotelsaal, Treppen und Gänge bis zu den hintersten Oertchen durchstöbert, ohne Erfolg. „Der Deckel allein kostet 300 Franken" stöhnte die Jüngere. Alle Munterkeit war dem Kleeblatt abhanden gekommen. Da der Chauffeur zum Aufbruch trieb — man hatte schon eine gute halbe Stunde verloren — ermannte sich der „Prediger": „So ist der Deckel denn also verloren". Man stieg ein und fuhr ab. Plötzlich kreischte die Jüngere auf und hielt etwas in die Höhe. Es war der Deckel. Sie hatte ihn in ihrer Tasche getragen und ihn — psychoanalytisch betrachtet — offenbar nicht hergeben wollen, da er vom so bewunderten Manne stammte. Sie mußte heftigen Zorn über ihr Haupt ergehen lassen. Dann gab es Ruhe im Luxuswagen. Der „Prediger" schlief sogar ein, doch nicht für lange. Schon öffnete er wieder sein Messer und schnitt dicke Wurstscheiben herunter, die er offensichtlich rund verschluckte. — Es war heiß. Alle empfanden Dankbarkeit, als der Chauffeur in Verona dem gruppo eine freie Stunde gönnte. Welche gingen das römische Theater besichtigen, in dem die vierzehnjährige Duse zum erstenmal die Julia spielte, umjubelt von der berauschten Menge. Davon wußte jedoch der Fremdenführer nichts, aber er berichtete recht eindrücklich von den vielen Blutvergießen, das hier seit dem Altertum zum Vergnügen der Zuschauer stattgefunden hat... Andere, darunter der „Prediger" in Hosenträgern, suchten ein Restaurant auf. Zur Abfahrtszeit zählte der Chauffeur nur zwölf Personen. Appell. Der Herr aus Bern fehlte. Man wartete. Zehn Minuten, eine halbe Stunde, eine Stunde. Das besorgte Gesicht des Chauffeurs lief rot an. Der „Prediger" sagte, da man sowieso warten müsse und der Kaffee hier nur 35 Lire koste statt 50, gehe er noch einen trinken, und schlenkerte über den Platz in die nächste Osteria. Eine Stimme aus der Tiefe des Luxuswagens, die bis jetzt niemand gehört hatte, sagt laut in bestem Schweizerdeutsch: „...und jener hockt meiner Seel in den Hosenträgern herum. Das kann auch nur ein Deutsch-Schweizer!" Die Stimme gehörte der vornehmen Dame, die so erbost war, daß sie ihre Reserve also vergaß. Die jüngere der Predigerdamen kehrte sich jäh um und ließ den Mund entgeistert offen, um ihn dann fürs Ende der Reise zu schließen. Kein Ei wurde mehr gelegt und nichts begackert. Wir wollen hoffen, ihre Seele habe durch die zu plötzliche Ernüchterung keinen Schaden genommen. Schließlich mußte der gruppo ohne den Herrn aus Bern abfahren. Schwer umdüsterten Gemüts fuhr der Chauffeur wie ein Satan, um die verlorene Zeit einzuholen. Der gruppo grübelte. Was mochte dem Armen zugestoßen sein? Ein Unfall, ein Verbrechen? Unerhört! Ich überlegte: die mitfahrenden Engländer und die Belgierinnen, an die neue Zeit des Lebens im gruppo besser gewöhnt, hatten sich kaum bemerkbar gemacht. Sie saßen wie die Puppen und störten in nichts die höhere Führung. Wir Schweizer dagegen... jeder ein Unikum. Das Resultat: Störung über Störung. Wir haben noch viel zu lernen, bis wir des gruppos würdig sind...

Die Nacht fiel ein, als der Luxuswagen auf dem Ankunftsplatz in Venedig hielt. Sahen wir recht? Da stand ja der Herr aus Bern. Ein Wunder? Leider lassen sich heute die Wunder erklären. In Verona war ein zweiter Autocar, der selben Gesellschaft wie der unsrige, nach uns angekommen, aber vor uns weitergefahren. Der Berner, als er den fremden Wagen flott davonsausen sah, meinte er, es sei der seine, verlor den Kopf, mietete in Hast ein Taxi und raste dem Enteilten nach. Erst auf freiem Feld vermochte er ihn einzuholen und zu stellen. Er nahm doch darin Platz, ohne zu bedenken, in welche Verlegenheit er sich machen mußte.

Verspäteter Geburtstagswunsch

Leider, da wir keine Kunde davon hatten, möchten wir doch heute noch Fräulein Anny Moser in Herzogenbuchsee unsere herzlichsten Wünsche zu ihrem 80. Geburtstag aussprechen, den sie, umgeben von Verehrung und Dankbarkeit am 22. Dezember hat feiern dürfen. Als Tochter von Frau Amélie Moser, die seinerzeit durch die Gründung der alkoholfreien Gaststätte „Kreuz" in Herzogenbuchsee, und manch andere Arbeit für das Volkswohl bahnbrechend gewirkt hat, lernte auch sie schon früh „das soziale Alphabet" (Dürrenmatt) kennen, und dank der immermüden Lebensarbeit der beiden Frauen ist Herzogenbuchsee im Bernerland zu einem Mittelpunkt geistiger, sozialer und musikalischer Kultur geworden. Dafür danken ihnen die Frauen der ganzen Schweiz, und unsere herzlichsten Wünsche begleiten die Jubilarin in das neue Dezennium.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 8.50 pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein

Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____

an Frau Frl. _____

_____

Unterschrift und Adresse des Bestellers:

_____

_____

Gerade auf! Ich sagte dir doch, daß er nur mein Vetter ist! Wir sind gerade wie Bruder und Schwester und denken im Traum nicht daran, einander zu heiraten."

„Aber du hälst doch mächtig viel von ihm, nicht? Und hast du nicht einmal seinetwegen ganz verzweifelt geheult?"

„Kann man nicht auch von einem Bruder viel halten' und etwa seinetwegen heulen? Nun könnte ich dich zur Abwechslung ‚Alpenkalb' betiteln!"

„Tu's ja nicht — deine Familie würde sich entsetzen!"

„Deine Familie —? Du kennst sie ja gar nicht — ich habe gottseidank vom Herrgott einen ziemlich hellen Kopf mitbekommen. Aber du gefällst mir trotz deiner Dämmerfamilie, für die du ja nichts kannst. Und ich rechne dir's hoch an, daß du ausgerissen bist!"

„Ausgerissen!? Woher —"

„Nun, nun — reg dich nur nicht auf! Ich meine es ja gar nicht so wörtlich. Du hast dich frei gemacht und auf eigene Füße gestellt, das wollte ich sagen, und eben — das gefällt mir. Sind wir nun wieder gut Freund, Sabineli?"

Ihre Enzianaugen strahlten mich an in ihrer klaren Ehrlichkeit und ich wußte, daß das „ausgerissen" wirklich nicht wörtlich gemeint gewesen. So schob ich erleichterten Herzens meinen Arm in den ihren und sagte: „Ich bin doch keinen Augenblick böse auf dich gewesen, Emmeli! Aber pass auf, am Ende wirst du's nun auf mich sein, wenn ich frage, was ist's denn mit deinem Gespanen? Der ist sicher nicht nur ein Vetter!"

„Aetsch! Er ist ein Vetter, aber kein so ganz naher — wir hatten nur die gleichen Urgroßväter. Aber komm, wir haben jetzt keine Zeit vom Ruedi zu schwatzen!"

„Ruedi Gyßin, einziger Sohn vom Mattenhof — zwei Jahre älter als ich, also fünfundzwanzigeinhalb! Sonst noch etwas gefällig?"

„Ja. Ob du ihn wirklich heiraten willst? Nicht nur er dich, mein ich."

„Schau, schau Sabineli ist gar nicht so dumm! Ehrlich gestanden, so steht die Sache: er weiß ganz genau, was er will, nämlich mich als Bäuerin auf seinen Hof; er hat das schon gewußt, wie er in die Unterweisung ging. Ich aber — oheie, Sabineli, ich weiß bisher nur, daß ich eben nicht weiß, ob ich auf den Mattenhof will."

„Aber ob du ihn gern hast, weißt du doch?"

„Nicht einmal das weiß ich sicher. Aber nun Schluß mit Privatangelegenheiten! — Heraus aus den netten Schühlein! Jetzt in den Garten!"

„Aber am Abend erzählst du mir alles, gelt, Emmeli?"

„Mira! Wenn du dich gut anstellst im Garten!"

(Fortsetzung folgt.)

„Wir legen alles in die Hände der Frauen"

By Olga Lee

Da die Inflation in China mit so furchtbar raschen Schritten vorwärts geschritten ist und man für die notwendigsten Lebensmittel, die man kaum erhalten kann, ungeheuere Preise bezahlen muß, wurde eine Versammlung der Vertreter der Pekinger Zünfte, Wohlfahrtsgesellschaften, Moralvereine und Regierungsratgeber zusammenberufen. Ich wurde als einzige Ausländerin auch eingeladen. Auch die Führer der mächtigsten Geheimbünde, der Hung Pang und der Ching Pang, zu denen Kulis, Handwerker und auch der Präsident von China gehört, waren anwesend.

Wir waren etwa zehn Frauen, einige hatten noch gebundene Füßchen. — Es sprachen nun die Vertreter der Pac Chia (Beschützer von etwa zehn Häusern in der Stadt, wie auch auf dem Lande), Magistrate, Kaufleute, Schreiner, ein Wahrsager, der Vertreter der über eine Million Flüchtlinge aus der Mandschurei eingerechnet, waren, meinten die Männer (die die Lebensalter von dreißig bis achtzig Jahre vertraten), daß sie, die Männer, zu viele Fehler in der Vergangenheit gemacht hätten, daß man das an den vielen Kriegen sehen könnte, und dann sie nun fest überzeugt wären, daß Frauen unbedingt besser wirtschaften und selbstloser handeln würden. So wurde denn beschlossen, daß alles den Frauen überlassen würde, und daß nur Frauen als Abgeordnete gewählt würden. Einstimmig wurde auch ich als Abgeordnete gewählt.

Es berührte mich tief, wie vollkommen gleichberechtigt die chinesische Frau ist, und wie sehr ihr Mann die Pflichten des öffentlichen Lebens ihr ans Herz legt. Wenn er sieht, daß er Fehler gemacht hat, gibt er es zu und großmütig überläßt er dann alles den Frauen. Von Buddhisten hörte ich, daß nun die Zeit der Frauen gekommen ist. Männer in ihrem Eigensinn und ihrer Selbstsucht haben alles in Verwirrung gebracht, wohingegen die Frauen jetzt von den Fehlern der Männer gelernt haben sollen und alles besser anfangen und in selbstloser Hingabe für das Volk arbeiten sollen. Ob wir Frauen solchem Glauben gerecht werden können?

Die Weisen und das Kindlein

Des Menschen Sehnsucht, jahrtausendalt,
in den heiligen drei Königen ward sie Gestalt.
Da ziehn sie von fernher durchs dunkle Gefild,
und ein Kind ist's, das ihre Sehnsucht stillt.

Dies Wunder, niemand begreift's und erfährt's
so stark und so tief als ein Mutterherz;
denn jedes Kindlein, zum Trost ihr gesandt,
ist jenem Kind in der Krippe verwandt.

Viel mehr als jemals ein Feldherr gewann,
ein Forscher in kühnem Flug ersann:
Den Himmel mit seinem Sternenschein
schließt der Unschuldsblick des Kindes ein.

Margarethe Schwab-Plüß

würde. Da er Zerknirschung bekundete, schluckte der gruppo den verlorenen Sohn liebevoll wieder auf, murmelnd, der Spruch von der Langsamkeit der Berner stimme nicht immer. Der gruppo war froh, wieder komplett zu sein. Doch schon drohte ihm neuer Verlust. Soeben ließ sich die vornehme Dame ihr vieles Gepäck aus dem Hinterteil des Luxuswagens heben. Was trug sie im Sinn? Sie drückte dem Chauffeur ein Schweizer-Geldstück in die Hand — Sitten aus früherer Zeit, da man individuell reiste — übergab ihre Ware einem Individual-Träger und rauschte ab, ohne Gruß. Einmal war das ausgesprochen unfein gegen den gruppo, dann lag darin eine gefährliche Eigenwilligkeit, die ihn betrüben mußte. Doch ließ sich der Verrat der Nr. 13 — denn nur um diese konnte es sich handeln — verschmerzen. Das Nachtessen unter dem Lichterregen des Muranoleuchters im Hotelsaal war vorzüglich und vermochte sogar die steifen Gesichter der Engländer und die erstaunten der Belgierinnen in sanft zugeneigte Mienen zu wandeln. Die Macht des gruppo hatte gesiegt.

Als gar am Morgen die vornehme Dame mitsamt ihrem Gepäck kleinlaut in der Hotelhalle stand und um Wiederaufnahme ins gruppo bat, war dessen zusammenhaltende Kraft, auch über uns Schweizer, evident. Die Gute hatte in ihrem Individualhotel kein Zimmer gefunden, auch sonst nirgends, obwohl der Träger sie hinter sich her durch die halbe Stadt gezogen. Sie hatte die Nacht in einem Badezimmer verbringen müssen, darin mehr als das Gewünschte inbegriffen sei. Ueber dieses „Mehr" wollte die Dame sich nicht auslassen, aber sie tat sehr bekehrt und nickte allen zu, selbst dem „Prediger".

Wenn das möglich ist, denke ich, hat der gruppo wirklich Zukunft. Ob ich darüber lachen oder klagen soll, weiß ich noch nicht.

Aline Valangin.

Die Plazierung junger Deutschweizerinnen im Tessin

Die Sprache macht den Aufenthalt in einer Tessinerfamilie wünschbar. Wissen Sie aber, daß der Tessiner seinen Dialekt spricht und daß es den Leuten ebenso mühsam ist, immer Schriftsprache zu sprechen, wie uns? Schon diese Erschwerung bedingt einen längeren Aufenthalt im Tessin. Mit einem halben Jahr ist es auf keinen Fall getan, besonders wenn sprachlich feine oder nur eine geringe Vorbildung vorhanden ist.

Der Familienanschluß ist im Tessin nicht üblich, er wird nur ausnahmsweise und eher in einfachen Verhältnissen gewährt. Wir haben schon viel gesprochen, geworben, ja Bedingungen gestellt — die Leute aber können und wollen sie nicht ganz erfüllen. Der Tessiner schätzt die Intimität der Familie über alles und wünscht, namentlich bei Tisch, mit ihr allein zu sein. Er legt auch Wert auf ein gepflegtes Essen und einen gepflegten Tischservice. Diesen Tischservice auszuüben, muß die Tochter erlernen. Die Tischzeit selber dehnt sich aus, und so werden die Töchter selten mittags vor 3 Uhr und abends vor 9 Uhr mit der Arbeit fertig.

Der Freinachmittag beschränkt sich auf die Zeit von 3 Uhr eventuell 2.30 bis 6.30 Uhr. Er muß zudem noch erkämpft werden. Gewöhnlich gelingt es uns, den Donnerstagnachmittag frei zu bekommen, weil dann im Heim Italienischkurse für die Deutschschweizerinnen stattfinden.

Der Feierabend ist, wie schon gesagt, oft spät, und da die Abendkurse der „Scuola Professionale" um 8½ Uhr beginnen, ist die Möglichkeit, einen dieser Kurse zu besuchen, gering.

Wo Kleinkinder und Telephon zu hüten sind, ist das meistens Aufgabe des Mädchens, denn die Herrschaften gehen hier abends öfter gemeinsam aus als in der deutschen Schweiz. Die Tochter wird dennoch ein bis zwei Abende ausgehen dürfen, aber, wenn die Familie etwas auf sich gibt nur bis 10 Uhr. Die Sitte ist hier in dieser Beziehung anders, strenger, als in der deutschen Schweiz. Eine gute Familie sieht es nicht gern, wenn ihre Angestellte allein ausgeht, oder gar den Betrieb am Quai mitmacht. Auch die eigenen Töchter wachsen in großer Zurückhaltung auf. Bekanntschaften mit Herren werden als unseriös beurteilt, sofern es der betreffende Herr versäumt, sich der Familie vorzustellen und damit ernste Absichten zu bekunden. Daß sich unsere Deutschschweizerinnen oft Blößen geben und ernstlichen Anstoß erregen, ist Tatsache und zugleich die Ursache zu Mißtrauen gegenüber Töchtern, die vielleicht volles Vertrauen verdienten. Wir raten jeder, namentlich im Anfang, zu größter Zurückhaltung. Hat sich eine Tochter einmal bewährt, so werden die heißersehnten Freiheiten oft gern gewährt. Der Tessiner ist vielleicht im ganzen zurückhaltender und weniger bald vertrauend als wir, und es dauert oft zwei bis drei Monate, bis er einer Angestellten volles Vertrauen und eine gewisse Wärme schenkt. Er tut es umso schneller und vollkommener, je mehr sich eine Tochter zur Familie und nur zur Familie hält. Der Tessiner frägt sich verwundert, warum denn die Deutschschweizerinnen auf Familienanschluß dringen, wenn sie sich doch so aus dem Hause, so nach andern Beziehungen sehnen. Er versteht nicht, daß es uns mit dem Familienanschluß weniger auf die äußere Bindung als auf die Wärme, das Herzliche, Anteilnehmende ankommt.

Es bleibt noch ein Wort über den Lohn zu sagen. Er ist im Tessin immer kleiner als in der deutschen Schweiz. Der Tessiner, aber auch die hier ansässigen Deutschschweizer, machen die große Lohnsteigerung nicht mit, lieber behelfen sie sich allein oder mit einer Stundenfrau. Die Löhne sind etwa folgende:

Für Anfängerinnen 15—16jährige 25 bis 40 Fr.
16—17jährige mit Weiterschlandj. 50 bis 60 Fr.
17—18jährige und
für gute selbständige 80 bis 100 Fr.
in Deutschschweizerkreisen ev. bis 120 Fr.
in Kliniken und Kurhäusern 100 bis 150 Fr.

Wenn wir nach einer Stelle suchen, wie wir sie zu Beginn als wünschenswert umschrieben, so suchen wir sie eher in einfachen Kreisen. In der sogenannten guten Familie gibt es nie Familienanschluß. Das tun eher kleine Geschäftsleute und Angestellte. Sie sagen dann, sie lebten alle bona, einfach, ohne Umstände, gemütlich. Doch kann man oft sehr nette Behandlung finden und viel lernen. Das Haushaltlehrjahr mit theoretischem Unterricht gibt es im Tessin nicht, aber die Frauengewerbeschule erteilt Abendkurse aller Art.

Wir können Töchter mit ernster Zielsetzung ermuntern, in den Tessin zu kommen. Wenn sie die andersartigen Verhältnisse kennen und willens sind, sich anzupassen, so ist die Grundlage für einen fruchtbaren Tessiner Aufenthalt gegeben.

E. N. Schweiz. Frauensekretariat.

Kleine Rundschau

Frauen als Beamte des Gerichts

Die erste Frau, die im Kanton Freiburg als Advokatin amtet, Madeleine Droux, ist für sechs Monate als Gerichtsschreiber angestellt. Verschiedene Kantone haben Frauen schon zu Aemtern beim Gericht zugelassen, so wurde im März 1931 Dr. jur. Sophie Bonet in Baselstadt als Untersuchungsrichter gewählt; in andern Kantonen sind sie als Jugendrichterinnen tätig, und im Kanton Waadt können sie überall als Richterinnen gewählt werden. Das Bezirksgericht Lausanne hat bereits eine Frau als Ersatzrichter gewählt, welches Bezirksgericht wird das nächste sein? Welches wird so klug und weitsichtig sein, um sich die Mitarbeit der Frau zu sichern in der Rechtsprechung, deren Folgen Frauen und Männer in gleicher Weise treffen.

F. S.

Bessere Berichte aus Spanien

Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren hat in Spanien nunmehr eine planmäßige Pfarrerschulung wieder aufgenommen werden können. Mit Unterstützung der evangelischen Gemeinden Spaniens wurde in Madrid ein theologisches Seminar ins Leben gerufen, an dem 13 Studenten ausgebildet werden. Im Juni 1949 werden bereits einige Teilnehmer als erste Absolventen des Seminars hervorgehen. Es handelt sich um Studenten, die schon in den Jahren 1933—1936 studiert haben und dieses Studium unterbrechen mußten.

Außerdem besteht neuerdings auch in Barcelona eine Evangelisationsschule mit 6 Studenten. Die Schule umfaßt Abendkurse für jüngere Menschen, die sämtlich berufstätig sind. Wie das Madrider Seminar, so haben auch die Abendkurse in Barcelona das nötige Lehrmaterial aus Argentinien erhalten.

E. P. D.

Veranstaltungen

Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie"

Tagung in Bern

Sonntag, 16. Januar 1949, in der Schulwarte, Helvetiaplatz 2

10.00 bis 10.30 Uhr **Delegiertenversammlung**
1. Protokoll vom 28. Februar 1948
2. Beitritt zum Schweiz. Bund der Frauenvereine

Oeffentliche Versammlungen

10.45 bis 12.00 Uhr
Bei der «UNESCO» in New York und Beirut
Bericht von Frl. Dr. Somazzi, Bern

14.00 bis 17.00 Uhr
Das Schweizer Volk und seine Behörden
Referenten: Dr. Walther Allgöwer, Riehen-Basel
Regierungsrat Dr. Benno Galli, Bellinzona (in französischer Sprache)
Frau Kissel-Brutschy, Rheinfelden
Diskussion

Gemeinsames Mittagessen im Restaurant Daheim, Zeughausgasse. Preis Fr. 4.— (inkl. Trinkgeld). Anmeldung der Delegierten zum Mittagessen bis 13. Januar 1949 an Frl. Dr. Witzinger, Lindenweg 6a, Basel, ist notwendig.

An die Reiseauslagen der Delegierten können auf Wunsch Beiträge geleistet werden. Anmeldungen an die Präsidentin Frau Gschwind, Gstaltenrainweg 25, Riehen-Basel.

Redaktion:
Frau El. Studer v. Gomoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 06

Kochkurse 24. Februar bis 14. April 1949. Die erstkl. Küchenfachschule für Fachleute, Köchinnen und gute Privatküche.
Servierkurse 24. Februar bis 14. April 1949. Die gründliche Serviceschulung — Stellenvermittlung! Gute Chancen! Ferner: Kurse für Fach, Sprachen, Sekr. — Prospekt gratis! Staatlich subventioniert Telephon (041) 2 55 51 Im „Montana" Luzern
Schweizerische Hotelfachschule Luzern

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 – Tel. 32 22 87

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG.
BERN, City-Haus, Bubenbergplatz 7

Dienstboten-Mangel?
Verlangen Sie das Adressen-Verzeichnis von in- und ausländischen Stellensuchenden gegen Nachnahme Fr. 7.50 durch H. Hodel, Selzach, Postfach.

Alles, was schneidet ...von SCHÄR
Messerwaren u. Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Wie sparen Sie im neuen Jahr 300 Fr.?

300 Franken im Jahr kann jedermann sparen durch Einkauf bei der Migros. Bei einer größeren Familie macht das soviel aus, wenn Sie folgende Vorteile zusammenzählen:
1. Unsere Waren sind billiger, zum Teil bedeutend billiger als anderswo.
2. Außer den sichtbaren Preisvorteilen haben Sie in der Regel durchschnittlich einen wesentlichen Qualitätsvorteil, da wir grundsätzlich die beste erhältliche Ware einkaufen und sie im eigenen Laboratorium genau prüfen.
3. Sie erhalten bei fertig abgefüllten Waren Nettogewichte. Sie zahlen bei abgepackter Ware den Papiersack nicht für Ware.
4. Frischeste Ware, gewährleistet durch unerreicht raschen Umsatz (ein Laden und ein Verkaufswagen verkaufen in 3—5 Tagen den Wert ihres Wareninventars!), bedeutet eine Ersparnis durch weniger Verderb und größere Bekömmlichkeit.
5. Sie zahlen den Nettopreis und nicht 5—8% mehr, die Sie in der Regel erst am Ende des Jahres zurückerhalten.
6. Die runden Preise und das aufgedruckte Gewicht schließen Irrtümer und Ueberzahlungen aus, namentlich bei Einkauf durch Dritte.

Die kommende Zeit schaut uns ernst an. Sie mahnt zum Rechnen und Sparen. Wir wollen hnen dabei helfen!

Sparen heißt sonst: auf etwas verzichten — bei der Migros heißt es: sparen und erst recht genießen!

MIGROS
Genossenschaft

Münz Tea-Shop
MITTLERE BAHNHOFSTR. MÜNZPLATZ. 3
Sorgfältig zubereiteter
Indian, China, Russian Tea

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 16
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Inserate haben Erfolg im „Frauenblatt"

Heizkissen
Bettwärmer
Gummibettflaschen
Alle Sanitätsartikel
M. SCHAERER AG., ZÜRICH
Pelikanstraße 3 — Tel. 23 52 24

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Pedolin
Kleiderfärberei & chemische Waschanstalt
Prompter Post-Service
CHUR

Traiteur Seiler's
bestbekannte
Frisch-Ravioli
Fleischpastetli
Schinkengipfel
Wurstweggen
stets frisch
Uraniastrasse 7 Telephon 27 49 77

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 249 29

Rüegg-Nagel
PARKER
Bahnhofstr. 22 · Zürich

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Wäsche nach Gewicht
das Einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42